

Alle Anfeindungen ließ sie hinter sich

Stimme des Feminismus und Autorin von Rang: Kate Kirkpatrick hat eine vorzügliche intellektuelle Biographie Simone de Beauvoirs geschrieben.

Manche Biographien referieren die Chronologie eines Lebens wie einen Zugfahrplan. Kate Kirkpatrick hat dagegen eine stets prägnante Darstellung des Lebens und Denkens von Simone de Beauvoir verfasst, eine intellektuelle Biographie im besten Sinn. Sie verfolgt ein klares Ziel: Gestützt auf neue Materialien – Tagebücher und Briefe – korrigiert sie die verbreitete Wahrnehmung Simone de Beauvoirs als bloße Gefährtin, „Muse“ oder gar „Double“ Jean-Paul Sartres.

Zwar sei es schwierig, so konzediert die an der Universität Oxford unterrichtende Autorin Kirkpatrick gleich in der Einleitung, „die beiden ohne einander zu denken“. Aber warum verzichteten so viele Nachrufe und Würdigungen Sartres – nach



Kate Kirkpatrick: „Simone de Beauvoir“. Ein modernes Leben. Aus dem Englischen von Erica Fischer und Christine Richter-Nilsson. Piper Verlag, München 2020. 528 S., geb., 25,- €.

dessen Tod im April 1980 – selbst auf die schlichte Erwähnung des Namens von Simone de Beauvoir, während umgekehrt faktisch alle Nachrufe, die anlässlich ihres eigenen Todes, fast auf den Tag genau sechs Jahre später, publiziert wurden, nochmals die Bedeutung Sartres ausführlich hervorhoben? „Le Monde“ brachte die Nachricht von Beauvoirs Tod unter der Schlagzeile: „Ihr Werk: Mehr Popularisierung als eigene Schöpfung“, und auch viele andere Medien schienen einander geradezu überbieten zu wollen mit abwertenden oder sogar sexistischen Kommentaren.

Dennoch hat Kate Kirkpatrick jede Idealisierung Simone de Beauvoirs konsequent vermieden. So wird zwar der vielbeschworene „Liebespakt“ zwischen Beauvoir und Sartre – dieses wechselseitige Versprechen der Zuneigung, kritischen Loyalität und Aufrichtigkeit – kommentiert, aber eben auch die zahlreichen Freundschafts- und Liebesbeziehungen der Philosophin: zu Frauen wie Elisabeth „Zaza“ Lacoïn, Bianca Biennfeld (später Lamblin), Olga und Wanda Kosakiewicz, Sylvie Le Bon oder Nathalie Sorokine, zu Männern wie Jacques Champigneulle, Jacques-Laurent Bost, Nelson Algren oder Claude Lanzmann.

Ihre Liebesbeziehungen endeten selten mit einem Bruch; zumeist wurden sie in langjährige Freundschaften konvertiert. Eine Ausnahme bildete lediglich Al-



„Jeder lebendige Schritt ist eine philosophische Entscheidung“: Simone de Beauvoir im Jahr 1954 Foto Pierre Boulat / Agentur Focus

gren, der nach dem Ende ihrer leidenschaftlichen Liebesaffäre die Werke Beauvoirs vernichtend kritisierte. Und dennoch wurde Beauvoir mit einem Ring am Finger beigegeben, den ihr Algren einst geschenkt hatte.

Kate Kirkpatrick verliert sich freilich nicht in Details und Anekdoten, son-

dern wahrt stets den Zusammenhang mit den Werken Beauvoirs. Sie betont, dass Beauvoir schon früh die Frage nach der Liebe philosophisch untersuchen wollte. Lieben, Leben, Denken und Schreiben lassen sich bei ihr nicht gültig voneinander trennen; in einem Essay schreibt sie 1948: „Jeder lebendige

Schritt ist eine philosophische Entscheidung.“ Folgerichtig bilden philosophische Texte, Romane, Erzählungen, politische Kommentare, Memoiren, Reiseberichte, Briefe oder Tagebücher nahezu eine Einheit; die Grenzen zwischen den Genres werden mit verblüffender Leichtigkeit überschritten.

Das zeigt bereits „L'Invitée“ („Sie kam und blieb“), der erste Roman Beauvoirs, geschrieben zwischen 1938 und 1941, veröffentlicht im Jahr 1943. In ihm werden sowohl zentrale Themen der Philosophie Hegels als auch autobiographische Erfahrungen verhandelt; und er hatte einen gewissen Einfluss auf Sartres „L'Être et le Néant“, erschienen wenige Monate später. Kirkpatrick kommentiert zwar einige Übereinstimmungen – etwa das Konzept der „mauvaise foi“, der Unaufrichtigkeit, betreffend oder die Unterscheidung zwischen dem „für sich selbst“ und dem „für andere sein“ –, hält aber eine Debatte über den „Diebstahl“ von Gedanken angesichts des fortlaufenden lebhaften und kritischen Austauschs zwischen Beauvoir und Sartre für ebenso unsinnig wie den Vorwurf, Beauvoir habe bloß die Philosophie Sartres „popularisiert“.

Dem ersten Roman folgten rasch zwei weitere, 1945 erschien „Le Sang des autres“, 1984 verfilmt von Claude Chabrol; 1946 wurde „Tous les hommes sont mortels“ publiziert. Während „Le Sang des autres“ auch als Roman der Résistance interpretiert werden konnte, schildert „Tous les hommes sont mortels“ das zunehmend sinnloser werdende Leben des unsterblichen Grafen Fosca. Vielleicht verdankte Beauvoir das Thema der Unsterblichkeit der Lektüre von Virginia Woolfs Roman „Orlando“.

Kirkpatrick erwähnt jedenfalls an mehreren Stellen, dass Beauvoir eine begeisterte Leserin Woolfs gewesen sei. Doch wechselt Virginia Woolfs Orlando nicht nur die Jahrhunderte, sondern auch das Geschlecht; und mit diesem Thema befasst sich Beauvoir in ihrem vermutlich einflussreichsten Buch: „Le Deuxième Sexe“ („Das andere Geschlecht“) von 1949. Zu Recht wird dieses Werk bis heute als Grundtext des modernen Feminismus betrachtet. Es entfaltet nicht nur – vierzig Jahre vor Judith Butlers „Gender Trouble“ (1990) – die Unterscheidung zwischen Sex und Gender, nach Maßgabe des seither vielzitierten Satzes „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“, sondern auch die Strategien des „Otherings“, der gesellschaftlichen Exklusion der als „anders“ wahrgenommenen Menschen.

Kaum vorstellbar ist heute, wie heftig und polemisch Beauvoir angefeindet wurde; noch spätere Ehrungen – etwa die Verleihung des Prix Goncourt für den 1954 erschienenen Roman „Les Mandarins“ („Die Mandarins von Paris“) – wurden von giftigen Kommentaren begleitet, ebenso wie die Publikation ihrer fünf Bände umfassenden Memoiren oder des 1970 publizierten Buchs über das Alter, „La Vieillesse“.

Am Ende ihrer vorzüglichen Biographie fragt Kate Kirkpatrick nach der künftigen Bedeutung Simone de Beauvoirs. Was wird bleiben? Und sie gibt mehrere Antworten. Gewiss bleibe Beauvoir eine Grundstimme des Feminismus im zwanzigsten Jahrhundert, eine bedeutende Philosophin; doch nicht weniger wichtig sei vielleicht, dass sie sich als eine vielfältig „Werdende“ charakterisieren lasse, deren Perspektiven und Denkanstöße noch lange wirken werden. THOMAS MACHO

Wir sind nur Marionetten

Andreas Barthelmeß über das digitale Leben

Der Tyrannosaurus Rex war der König unter den Dinosauriern, ein fleischfressendes Ungetüm, dem man sich besser nicht in den Weg stellte. In Andreas Barthelmeß' Buch „Die große Zerstörung“ spielt der T-Rex eine wichtige Rolle, allerdings in Form eines schnell wachsenden T-Rex-Huhns, das alle anderen Hühner im Umkreis auffrisst. „In der Plattformökonomie geht es immer um das T-Rex-Huhn“, schreibt Barthelmeß, selbst Gründer eines Start-ups. Die milliardenschweren Tech-Giganten Amazon, Google, Facebook und Microsoft sind, um bei Barthelmeß' Bild zu bleiben, solche T-Rex-Hühner, die nach dem „The Winner takes it all“-Prinzip funktionieren, sprich Konkurrenten ausschalten oder aufkaufen.

Es blicken zwar immer mehr Menschen besorgt auf die Machtakkumulation weniger Silicon-Valley-Konzerne, die Daten abschöpfen, Meinungsäußerungen im Netz zensieren, kuratieren und analysieren, Nachrichten- und Warenströme lenken und die Politik beeinflussen, doch die Bequemlichkeit, mit wenigen Klicks seinen Alltag zu optimieren, wiegt schwerer.

Barthelmeß zeigt, was wir eigentlich längst wissen, zigfach gelesen haben, aber trotzdem nicht wahrhaben wollen: dass wir zu Marionetten der digitalen Revolution geworden sind. Whatsapp, Facebook, Instagram, Uber, Airbnb, Carsharing, Google-Maps, Amazon, Tripadvisor, Paypal, all die praktischen Dienste und Vernetzungstools sind Selbstverständlichkeiten. Nähme man den Modebegriff „Digital Detox“ tatsächlich ernst, man würde sich selbst ins soziale Ausmanövrieren: „Technologie-Unternehmen sind nicht nur ökonomisch, sondern mittlerweile auch geopolitisch mächtige Player. Dazu kommt noch der Einfluss über ihre Soft Power, ihre kulturelle Bedeutung, die Macht ihrer Applikationen, Regeln und Icons, der Silicon-Valley-Einfluss auf Mode und Zeitgeist.“

Doch der Autor ist kein Kulturpessimist, der sich zurück ins heimelige „Nulle-Deutschland“ träumt. Weder #MeToo noch Greta Thunberg und die Fridays-for-Future-Bewegung wären ohne die weltumspannende Vernetzung in ihrer Durchschlagskraft denkbar gewesen. Dass das Foto des toten Jungen Alan Kurdi am Strand von Bodrum der Welt die Tragödie, die sich täglich auf dem Mittelmeer abspielt, vor Augen geführt hat, stimmt ebenfalls – nur zieht Barthelmeß daraus den falschen Schluss, wenn er pauschal behauptet: „Social Media steigert unsere Empathie für diejenigen Schwachen und Unterdrückten, deren Leid uns früher ganz einfach verborgen geblieben wäre.“

In großem Maßstab trifft das in der Regel nur auf ausgeleuchtete Einzelschicksale zu. Unsere Empathie ist ein unworbenes Gut; auch im Netz investieren wir sie am liebsten dort, wo wir ihren Nutzen beobachten können. Deshalb generieren Crowdfunding-Aktionen für Schicksalsgebeutelte immer wieder absurde Spendensummen. Andererseits hat Barthelmeß natürlich recht, was die durch soziale Medien gesteigerte Aufmerksamkeit für Missstände betrifft.

Sein Buch ist immer dann besonders erhellend, sobald er die Mechanismen der Plattformökonomie und des Überwachungs-kapitalismus freilegt, wenn er also über Netzwerk- und Skaleneffekte schreibt, über die Steuertricks der Silicon-Valley-Elite, über Wettbewerbspolitik und Wagniskapital. Und über die Verlierer weltweit, deren Zahl durch die digitale Disruption, Big Data, Automatisierung und Künstliche Intelligenz zunehmen wird. Hierzulande profitiert von dieser Entwicklung die AfD, die nicht in erster Linie aus ökonomischen, sondern aus soziokulturellen und sozialpsychologischen Gründen gewählt wird.

Barthelmeß hatte das Pech, dass sein Buch während des Lockdowns erschienen und der Aufmerksamkeitsökonomie zum Opfer gefallen ist. Andererseits ist gerade jetzt, da die Karten zumindest ein bisschen neu gemischt werden, ein guter Zeitpunkt für die Lektüre – und wenn auch nur, um sich daran zu erinnern, dass Amazon zu Beginn der Corona-Pandemie Bücher als irrelevant einstufte, eine Zeitlang aus dem Sortiment verbannte und der Buchbranche einen weiteren Schlag versetzte. Die Frage, die bei Barthelmeß stets mitschwingt, lautet: In welche Abhängigkeiten wollen wir uns eigentlich zukünftig noch begeben? MELANIE MÜHL

Der unfehlbare Lehrer und Lenker der Kirche

Unbefleckt antimodern: Hubert Wolf hat über das Wirken und die Nachwirkung von Papst Pius IX. nichts Gutes zu sagen

Wer Hubert Wolfs Bestseller „Die Nonnen von Sant'Ambrogio“ über geistlichen und sexuellen Missbrauch im Rom Pius' IX. kennt, wird kaum erwarten, dass seine Biographie dieses Papstes allzu hagiographisch ausfällt. Dennoch überrascht die Schärfe der Kritik, mit der der Münsteraner Kirchenhistoriker den Pontifex beurteilt. Giovanni Maria Mastai Ferretti, der spätere Papst, wurde 1792 im Adriaort Senigallia geboren. Der junge Graf schien nicht für das Priesteramt prädestiniert: Dem glühenden Verehrer Napoleons war als Epileptiker zunächst sowohl die militärische Laufbahn als auch die geistliche Karriere verschlossen. Die Liebe zu einer verheirateten Frau blieb unerfüllt. Er bekam seine Krankheit in den Griff und wurde Priester, bald auch Bischof von Spoleto und Imola, wo er als engagierter Seelsorger überzeugte.

1846 zum Papst gewählt, begann der längste Pontifikat der Papstgeschichte, der bis 1878 dauern sollte. Zaghafte Reformen im Kirchenstaat, der damals große Teile Mittelitaliens umfasste, ließen ihn anfangs als Liberalen erscheinen. Vertreter der italienischen Einheitsbewegung konnten sich daher durchaus vorstellen, dass er an der Spitze eines italienischen Bundesstaates stünde. Im Zuge der Revolution von 1848 spitzten sich die Ereignisse allerdings zu: Würde sich Pius der Forderung der Massen, die Österreicher aus Oberitalien und die spanischen Bourbonen aus dem Süden zu vertreiben, anschließen?

Giacomo Martina, der Nestor der italienischen Kirchengeschichtsschreibung, auf dessen Studien sich Wolf stützen kann, hat anhand von persönlichen Aufzeichnungen des Papstes nachgewiesen, wie dieser zwischen italienischem Patriotismus und politischer Neutralität schwankte, um sich dann für Letztere (und das hieß nach Lage der Dinge für die

Restauration) zu entscheiden: „Aus der Lichtgestalt war ein Dunkelmann geworden.“ In der Folge begehrten seine Untertanen auf, so dass er ins neapolitanische Exil fliehen musste. Nur durch österreichische, französische und neapolitanische Waffenhilfe konnte der Pontifex nach Rom zurückkehren. Nach diesem Schlüsselereignis schlug er in politischer Hinsicht einen straff konservativen Kurs ein, konnte damit aber den Niedergang des Kirchenstaates nicht aufhalten.

Auch innerkirchlich schoss er sich nach diesen Erfahrungen vollends auf die Mo-

derne ein, wie der Autor zeigen kann. In eigener Vollmacht verkündete Pius 1854 das Dogma von der Unbefleckten Empfängnis Mariens. Über Widerstände gegen diese Lehre setzte er sich hinweg und unterstellte eine theologische Einmütigkeit, die es in der Geschichte nie gegeben hatte. Wenig günstig fällt auch Wolfs Urteil über den Syllabus von 1864 aus, mit dem der Papst achtzig „Irrtümer“ der Zeit – wie den Sozialismus, die Gewissensfreiheit und indirekt die Demokratie – verurteilte.

Von dort war es nur noch ein kleiner Schritt bis zum Ersten Vatikanischen Kon-

zils (1869/70), auf dem Claqueure den geliebten Führer dazu drängten, die päpstliche Unfehlbarkeit auf die Agenda zu setzen. Pius trug wenig dazu bei, die polarisierte Diskussion zwischen Befürwortern und Gegnern des geplanten Dogmas zu entschärfen. Durch die Einfügung der Formel, der Papst könne „aus sich heraus, nicht aber durch Zustimmung der Kirche“ Glaubenssätze promulgieren, goss er sogar noch Öl ins Feuer. Bedrückend ist die Schilderung der Methoden, die er anwenden ließ, um die Gegner der Unfehlbarkeit mundtot zu machen. Das Konzil wurde suspendiert, als der Deutsch-Französische Krieg ausbrach und die französischen Schutztruppen abgezogen wurden. Als wenig später die Soldaten der italienischen Einheitsbewegung Rom eroberten, protestierte der Papst und stilisierte sich zum „Gefangenen im Vatikan“. In Deutschland bildete sich die Protestbewegung der Altkatholiken, und Bismarck nahm das neue Dogma zum Vorwand, den Kulturkampf zu beginnen.

Wolf macht Pius IX. als den Hauptschuldigen für eine innerkirchliche Entwicklung aus, deren Auswirkungen bis in die Gegenwart reichen. Überraschenderweise scheint ihm die Unfehlbarkeit, der Lehrprimat, weniger problematisch als der in denselben Rang erhobene Jurisdiktionsprimat. Diesem zufolge hat der Papst in jeder Ortskirche dieselben Vollmachten wie der dortige Bischof. Folge sei ein Zentralismus, der alles der römischen Weisung unterordne.

Auch die Auswirkungen auf das Papsttum betrachtet Wolf mit Sorge: Durch Pius' übersteigerten Anspruch sei es zu einer „charismatischen Neuerfindung des Papsttums“ gekommen, als deren Hauptvertreter er den Medienpapst Johannes Paul II. einstuft. Die Päpste würden heute vorrangig aufgrund ihrer persönlichen Ausstrahlung anerkannt, weniger aber als Träger einer ihnen von Amts wegen zu-

kommenden Vollmacht. Dem möchte man entgegenhalten, dass in der jüngeren Papstgeschichte auch wenig charismatische Persönlichkeiten ihren Platz behaupten konnten – man denke an Benedikt XV., Pius XI. oder Benedikt XVI.

Wolf schildert die Geschichte seines päpstlichen Antihelden fesselnd, und über weite Strecken vermag man ihm zu folgen – zu erdrückend ist die historische Evidenz, die er für seine *version noire* in Anspruch nehmen kann. Jedoch wundert man sich, dass er seine Frage in einer Hinsicht nicht spitzt: Wie hängen die Erfahrung des politischen Bedeutungsverlustes und der Ausbau der kirchlichen Vollmachten zusammen? Hat sich Pius IX. vielleicht gerade deshalb als unfehlbarer Lehrer und Lenker der ganzen Kirche geriert, weil er seine politische Ohnmacht kompensieren wollte? „Vielleicht tröstete ihn seine unbeschränkte geistliche Vollmacht ein wenig über den Verlust des Kirchenstaats hinweg?“ Das ist zu kurz gesprungen. Die Frage nach Ursache und Wirkung wird hier letztlich offengelassen.

Zu den negativen positiven Eigenschaften, die Wolf seinem Protagonisten bescheinigt, zählen dessen Liebesswürdigkeit und Humor. Als Pius IX. zwar die Unfehlbarkeit durchgesetzt, aber den Kirchenstaat verloren hatte, soll er übrigens gesagt haben: „Saremmo pure infallibili, ma siamo sicuramente in bancarotta!“ – „Jetzt werden wir zwar unfehlbar, aber wir sind sicher auch bankrott!“ JÖRG ERNESTI



Hubert Wolf: „Der Unfehlbare“. Pius IX. und die Erfindung des Katholizismus im 19. Jahrhundert. Verlag C.H. Beck, München 2020. 432 S., geb., 28,- €.



Gruppenbild mit Kammerherren: Pius IX. umgeben von Mitgliedern der päpstlichen Familie Foto Picture Alliance



Andreas Barthelmeß: „Die große Zerstörung“. Was der digitale Bruch mit unserem Leben macht. Dudenverlag, Berlin 2020. 256., geb., 18,- €.